

# Grimms Märchen-Krimis

Ermittelt von Alexander Gruber



LITERATUR bei Pendragon

PENDRAGON 

## Blaubart

In einem Walde lebte ein Mann, der hatte drei Söhne und eine schöne Tochter. Einmal kam ein goldener Wagen mit sechs Pferden und einer Menge Bedienten angefahren, hielt vor dem Haus still, und ein König stieg aus und bat den Mann, er möchte ihm seine Tochter zur Gemahlin geben. Der Mann war froh, dass seiner Tochter ein solches Glück widerfuhr, und sagte gleich ja; es war auch an dem Freier gar nichts auszusetzen, als dass er einen ganz blauen Bart hatte, so dass man einen kleinen Schrecken kriegte, so oft man ihn ansah. Das Mädchen erschrak auch anfangs davor und scheute sich, ihn zu heiraten, aber auf Zureden des Vaters willigt es endlich ein. Doch weil es so eine Angst fühlte, ging es erst zu seinen drei Brüdern, nahm sie allein und sagte: »Liebe Brüder, wenn ihr mich schreien hört, wo ihr auch seid, so lasst alles stehen und liegen und kommt mir zu Hilfe.« Das versprachen die Brüder und küssten es: »Leb wohl, liebe Schwester, wenn wir deine Stimme hören, springen wir auf unsere Pferde und sind bald bei dir.« Darauf setzte es sich in den Wagen zu dem Blaubart und fuhr mit ihm fort. Wie es in sein Schloss kam, war alles prächtig, und was die Königin nur wünschte, das geschah, und sie wären recht glücklich gewesen, wenn sie sich nur an den blauen Bart des Königs hätte gewöhnen können, aber immer, wenn sie den sah, erschrak sie innerlich davor. Nachdem das einige Zeit gewährt, sprach er: »Ich muss eine große Reise machen, da hast du die Schlüssel zu dem ganzen Schloss, du kannst überall aufschließen und alles besehen, nur die Kammer, wozu dieser kleine goldene Schlüssel gehört, verbietet ich dir; schließt du die auf, so ist dein Leben verfallen.« Sie nahm die Schlüssel, versprach ihm zu gehorchen, und als er fort war, schloss sie nacheinander die Türen auf und sah so viel Reichtümer und Herrlichkeiten, dass sie meinte, aus der ganzen Welt wären sie hier zusammengebracht. Es war nun nichts mehr übrig, als die verbotene Kammer, der Schlüssel war von Gold, da gedachte sie: »In dieser ist vielleicht das Allerkostbarste verschlossen.« Die Neugierde fing an sie zu plagen, und sie hätte lieber all das Andere nicht gesehen, wenn sie nur gewusst hätte, was in dieser wäre. Eine Zeit lang widerstand sie der Begierde, zuletzt aber ward diese so mächtig, dass sie den Schlüssel nahm und zu der Kammer hinging: »Wer wird es sehen, dass ich sie öffne«, sagte sie zu sich selbst, »ich will auch nur einen Blick hineintun.« Da schloss sie auf, und wie die Tür aufging, schwamm ihr ein Strom Blut entgegen, und an den Wänden herum sah sie tote Weiber hängen, und von einigen waren nur die Gerippe noch übrig. Sie erschrak so heftig, dass sie die Tür gleich wieder zuschlug, aber der Schlüssel sprang dabei heraus und fiel in das Blut. Geschwind hob sie ihn auf und wollte das Blut abwischen, aber es war umsonst, wenn sie es auf der einen Seite abgewischt, kam es auf der anderen wieder zum Vorschein; sie setzte sich den ganzen Tag hin und rieb daran und versuchte alles Mögliche, aber es half nichts, die Blutflecken waren nicht herauszubringen; endlich am Abend legte sie ihn ins Heu, das sollte das Blut ausziehen. Am andern Tag kam der Blaubart zurück, und das erste war, dass er die Schlüssel von ihr forderte; ihr Herz schlug und sie brachte die andern und hoffte, er werde es nicht bemerken, dass der goldene fehlte. Er aber zählte sie alle, und wie er fertig war, sagte er: »Wo ist der zu der heimlichen Kammer?«, dabei sah er ihr in

das Gesicht. Sie ward blutrot und antwortete: »Er liegt oben, ich habe ihn verlegt, morgen will ich ihn suchen.« – »Geh lieber gleich, liebe Frau, ich werde ihn noch heute brauchen.« – »Ich will dir nur sagen, ich habe ihn im Heu verloren, da muss ich erst suchen.« – »Du hast ihn nicht verloren«, sagte der Blaubart zornig, »du hast ihn dahin gesteckt, damit die Blutflecken herausziehen sollen, denn du hast mein Gebot übertreten und bist in der Kammer gewesen, aber jetzt sollst du hinein, wenn du auch nicht willst.« Da musste sie den Schlüssel holen, der war noch voller Blutflecken; »Nun bereite dich zum Tode, du sollst noch heute sterben«, sagte der Blaubart, holte sein großes Messer und führte sie in die Vorhalle. »Lass mich nur noch vor meinem Tod mein Gebet tun«, sagte sie. – »So geh, aber eil dich, denn ich habe keine Zeit lang zu warten.« Da lief sie die Treppe hinauf und rief so laut sie konnte zum Fenster hinaus: »Brüder, meine lieben Brüder, kommt, helft mir!« Die Brüder saßen im Wald beim kühlen Wein, da sprach der Jüngste: »Mir ist als hätt ich unserer Schwester Stimme gehört; auf! wir müssen ihr zu Hilfe eilen!«, da sprangen sie auf ihre Pferde und ritten, als wären sie der Sturmwind. Ihre Schwester aber lag in Ängsten auf den Knien; da rief Blaubart unten: »Nun, bist du bald fertig?«, dabei hörte sie, wie er auf der untersten Stufe sein Messer wetzte; sie sah hinaus, aber sie sah nichts, als von Ferne einen Staub, als käme eine Herde gezogen. Da schrie sie noch einmal: »Brüder, meine lieben Brüder, kommt, helft mir!«, und ihre Angst ward immer größer. Der Blaubart aber rief: »Wenn du nicht bald kommst, so hol ich dich, mein Messer ist gewetzt!« Da sah sie wieder hinaus und sah ihre drei Brüder durch das Feld reiten, als flögen sie wie Vögel in der Luft, da schrie sie zum dritten Mal in der höchsten Not und aus allen Kräften: »Brüder, meine lieben Brüder!, kommt, helft mir!«, und der Jüngste war schon so nah, dass sie seine Stimme hörte: »Tröste dich, liebe Schwester, noch einen Augenblick, so sind wir bei dir!« Der Blaubart aber rief: »Nun ists genug gebetet, ich will nicht länger warten, kommst du nicht, so hol ich dich!« – »Ach!, nur noch für meine drei lieben Brüder lass mich beten.« – Er hörte aber nicht, kam die Treppe heraufgegangen und zog sie hinunter und eben hatte er sie an den Haaren gefasst und wollte ihr das Messer in das Herz stoßen, da schlugen die drei Brüder an die Haustür, drangen herein und rissen sie ihm aus der Hand, dann zogen sie ihre Säbel und hieben ihn nieder. Da ward er in der Blutkammer aufgehängt zu den anderen Weibern die er getötet, die Brüder aber nahmen ihre liebste Schwester mit nach Haus, und alle Reichtümer des Blaubarts gehörten ihr.

## Von dem Schneider, der bald reich wurde

Ein armer Schneider ging einmal zur Winterszeit über das Feld und wollte seinen Bruder besuchen. Unterwegs fand er eine erfrorene Drossel, sprach zu sich selber: »Was größer ist als eine Laus, das nimmt der Schneider mit nach Haus!« Hob also die Drossel auf und steckte sie zu sich. Wie er zu seines Bruders Haus kam, guckte er erst zum Fenster hinein, ob sie auch zu Haus wären, da sah er einen dicken Pfaffen bei der Frau Schwägerin sitzen vor einem Tisch, auf dem stand ein Braten und eine Flasche Wein; indem klopfte es an die Haustüre, und der Mann wollte herein, da sah er, wie die Frau den Pfaffen geschwind in einen Kasten schließt, den Braten in den Ofen stellt und den Wein ins Bett schob. Nunmehr ging der Schneider selbst ins Haus und bewillkommnete seinen Bruder und seine Schwägerin, setzte sich aber auf den Kasten nieder, darin der Pfaff steckte. Der Mann sprach: »Frau, ich bin hungrig, hast du nichts zu essen?« – »Nein, es tut mir leid, es ist aber heute gar nichts im Haus.« – Der Schneider aber zog seine erfrorene Drossel heraus, da sprach sein Bruder: »Mein, was tust du mit der gefrorenen Drossel?« – »Eil, die ist viel Geld wert, die kann wahrsagen!« – »Nun so lass sie einmal wahrsagen.« – Der Schneider hielt sie ans Ohr und sprach: »Die Drossel sagt: es stünde eine Schüssel voll Braten im Ofen.« – Der Mann ging hin und fand den Braten: »Was sagt die Drossel weiter?« – »Im Bett steckt eine Flasche Wein.« Der fand auch den Wein: »Eil, die Drossel mögt ich haben, die verkauf mir doch.« – »Du kannst sie kriegen, wenn du mir den Kasten gibst, worauf ich sitze.« Der Mann wollte gleich, die Frau aber sagte: »Nein, das geht nicht, der Kasten ist mir gar zu lieb; den geb ich nicht weg!«; der Mann aber sprach: »Stell dich doch nicht so dumm, was nützt dir so ein alter Kasten.« Gab damit dem Bruder den Kasten für den Vogel.

Der Schneider nahm den Kasten auf seinen Schubkarren und fuhr ihn fort: unterwegs sprach er: »Ich nehm den Kasten und werf ihn ins Wasser, ich nehm den Kasten und werf ihn ins Wasser!« Endlich regte sich der Pfaff inwendig und sagte: »Ihr wisst viel was in dem Kasten ist, lasst mich heraus, ich will euch 50 Taler geben.« – »Ja, dafür will ich es schon tun«, ließ ihn heraus und ging mit dem Gelde heim. Die Leute wunderten sich, wo er das viele Geld herhabe, er aber sprach: »Ich will euch sagen, die Felle stehen in so hohem Preis, da hab ich meine alte Kuh geschlachtet und fürs Fell ist so viel gelöst.« Die Leute im Dorf wollten auch davon profitieren, waren her und schnitten all ihren Ochsen, Kühen und Schafen die Häuse ab und trugen die Felle in die Stadt, wofür sie aber blutwenig lösten, weil ihrer so viel auf einmal feilgeboten wurden. Da ärgerten sich die Bauern über den Schaden und warfen dem Schneider Dreck und anderes schlechtes Zeug vor seine Tür. Der aber tat alles in seinen Kasten, ging damit in die Stadt in einen Gasthof und bat den Wirt, ob er ihm nicht den Kasten, worin die größten Kostbarkeiten wären, eine Zeit lang verwahren wolle, bei ihm wären sie nicht sicher. Der Wirt sagte: »recht gern«, und nahm den Kasten zu sich, einige Zeit darnach kam der Schneider, forderte ihn wieder zurück und machte ihn auf, um zu sehen, ob noch alles darin wäre. Wie er nun aber voll Dreck ist, so tobte er abscheulich, beschimpfte den Wirt und drohte ihn zu verklagen, sodass der Wirt, welcher Aufsehen scheute und für seinen Credit

fürchtete, ihm gern hundert Taler gab. Die Bauern ärgerten sich wieder, dass dem Schneider alles zum Profit ausschlug, was sie ihm Leides antaten, nahmen den Kasten, steckten ihn mit Gewalt hinein, setzten ihn aufs Wasser und ließen ihn fortfließen. Der Schneider schwieg eine Weile still, bis er eine Ecke fortgeflossen war, dann rief er überlaut: »Nein, ich tus nicht! und ich tus nicht! und wenns die ganze Welt haben wollte.« Das Geschrei hörte ein Schäfer und fragte: »Was willst du denn nicht tun?« – »Ei«, sagte der Schneider, »da ist ein König, der hat die närrische Grille und besteht drauf, dass, wer in diesem Kasten den Strom heruntergeschwommen kommt, seine einzige schöne Tochter heiraten soll, aber ich hab einmal meinen eigenen Kopf drauf gesetzt und tus nicht, und wenns die ganze Welt haben wollt.« – »Hört einmal, geht das nicht, dass sich ein anderer in den Kasten setzt und die Königstochter kriegt?« – »O ja, das geht auch.« – »So will ich mich an eurer Stelle hineinsetzen.« Da stieg der Schneider aus, der Schäfer ein; der Schneider machte den Kasten noch zu, und der Schäfer ging bald unter. Der Schneider aber nahm die ganze Herde des Schäfers und trieb sie heim.

Die Bauern aber wunderten sich, wie das zugegangen, dass er wiederkäme und obendrein die vielen Schafe hätte. Der Schneider sagte: »Ich war untergesunken, tief, tief! Da fand ich auf dem Grund die ganze Herde und nahm sie mit heraus.« Die Bauern wollten sich da auch Schafe holen und gingen miteinander hinaus ans Wasser; den Tag war der Himmel ganz blau mit kleinen weißen Wolken, da riefen sie: »Wir sehen schon die Lämmer unten auf dem Grund!« Da sprach der Schulz: »Ich will erst hinunter und mich umsehen, und wenn es gut ist, will ich euch rufen.« Wie er nun hineinstürzte, rauschte es in dem Wasser: *plump!* Da meinten sie er rief ihnen zu: *kommt!* Und stürzten sich alle hinter ihm drein. Da gehörte das ganze Dorf dem Schneider.

## **Allerlei-Rauh**

Es war einmal ein König, der hatte eine Frau, die war die schönste auf der Welt und hatte Haare von purem Gold; sie hatten auch eine Tochter miteinander, die war so schön wie ihre Mutter, und ihre Haare waren ebenso golden. Einmal ward die Königin krank, und als sie fühlte, dass sie sterben müsse, rief sie den König und bat ihn, er möge nach ihrem Tod doch niemand heiraten, der nicht ebenso schön wäre wie sie und ebenso goldne Haare hätte; und nachdem der König ihr das versprochen hatte, starb sie. Der König war lange Zeit so betrübt, dass er gar an keine zweite Frau dachte, endlich aber ermahnten ihn seine Räte, sich wieder zu vermählen: da wurden Botschafter abgeschickt an alle Prinzessinnen, aber keine war so schön wie die verstorbene Königin, so goldenes Haar war auch gar nicht mehr zu finden auf der Welt. Da warf der König einmal die Augen auf seine Tochter, und wie er so sah, dass sie ganz ihrer Mutter glich und auch so goldenes Haar hatte, so dachte er: »Du kannst doch auf der Welt niemand so schön finden, du musst deine Tochter heiraten.« und fühlte in dem Augenblick eine so große Liebe zu ihr, dass er gleich den Räten und der Prinzessin seinen Willen kundtat. Die Räte wollten es ihm ausreden, aber das war umsonst. Die Prinzessin erschrak von Herzen über dies gottlose Vorhaben, weil sie aber klug war, sagte sie dem König, er solle ihr erst drei Kleider schaffen, eins so golden wie die Sonne, eins so weiß wie der Mond und eins so glänzend wie die Sterne, dann aber einen Mantel von tausenderlei Pelz zusammengesetzt, und alle Tiere im Reich müssten von ihrer Haut dazu geben. Der König war so heftig in seiner Begierde, dass er im ganzen Reich daran arbeiten ließ, seine Jäger alle Tiere auffangen und ihnen die Haut abziehen mussten, daraus ward der Mantel gemacht, und es dauerte nicht lang, so brachte er der Prinzessin, was sie verlangt hatte. Die Prinzessin sagte nun, sie wolle sich morgen mit ihm trauen lassen, in der Nacht aber suchte sie die Geschenke zusammen, die sie seinerzeit von ihrem Bräutigam hatte, dem jungen König hinterm Wald, das war ein goldener Ring, ein goldenes Spinnrädchen und goldenes Häspelchen; die drei Kleider aber tat sie in eine Nuss, dann machte sie sich Gesicht und Hände mit Ruß schwarz, zog den Mantel von allerlei Pelz an und ging fort. Sie ging die ganze Nacht, bis sie in einen großen Wald kam, da war sie sicher, und weil sie so müd war, setzte sie sich in einen hohlen Baum und schlief ein.

Sie schlief noch am hohen Tag, da jagte gerade der König, ihr Bräutigam, in dem Wald, seine Hunde aber liefen um den Baum und schnupperten daran. Der König schickte seine Jäger hin, die sollten sehen, was für ein Tier in dem Baum steckte, die kamen wieder und sagten, es liege ein so wunderliches Tier darin, wie sie nie im Leben noch keins gesehen, Rauhwerk allerlei Art sei an seiner Haut, es liege aber und schlafe. Da befahl der König, sie sollten es fangen und hinten auf den Wagen binden. Das taten die Jäger, und wie sie es hervorzogen, da sahen sie, dass es ein Mädchen war, da banden sie es hinten auf und fuhren mit ihm heim. »Allerlei-Rauh«, sagten sie, »du bist gut für die Küche, du kannst Holz und Wasser tragen und die Asche zusammenkehren«, dann gaben sie ihm ein kleines Ställchen unter der Treppe, wohin kein Tagslicht kam: »Da kannst du wohnen und schlafen.« Nun